

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 17

Artikel: Das Polenmuseum in Rapperswil am Zürichsee
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636064>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nach dem bisherigen Brauche muß von der Submatte nächstens wieder eine dringende Einladung kommen. Sie ist mir zuwider! Wie sehr mich das immer schönere Bild zieht, stößt mich die Freundlichkeit der Frauen zurück. Ach, wenn man weiß, daß sie nicht uns, sondern unsern Mammon anlachen! Nur Gretchen tut es nicht!

Am 3. Juni.

Es ist sehr spät. Ein feuchter Wind hat mir die Stirne gefühlt; die bei deinem Spiel so heiß geworden war. Deine Unterlandsgeschichte ist bitter! Kein Wort mehr über deine Umwandlung! Wer Solches erfährt, muß sich wandeln. Aber glaube mir: Es hat dich gekräftigt. Deine heiße Natur ist nicht gefühlt. Sie hat sich nur verborgen. Und gefährlicher wirst du fortan sein, wenn du kämpfst. Wer unter solchem Lächeln solche Kraft verbirgt, wie sie gestern vor mich trat, an dem müssen sich die Feinde schlimm täuschen.

Ich beneide dich um deine Erfahrung, obwohl ich die Teufelei deiner Widersacher schwerlich ertragen hätte.

Nun aber, morgen Abend kommst du in die Submatte. An meiner Türe steckt ein Zettel von Elise! „Vieber Lehrer“, schreibt sie, „Ihr kommt doch morgen? Es ist ja Samstag! Bringt den Diebswalder auch mit!“ Also!

Am 4. Juni.

Seltzam verschlingen sich die Schicksale der Sterblichen; kein Dichter braucht sie künstlicher zu verweben.

Mein Freund, wo soll das hinaus? Wozu bist du nach Heiligenwil gekommen? Wozu kamst du mit mir in die Submatte? In die Submatte? In meiner Tasche lag der Brief, den ich an Gretchen geschrieben. Zehnmal rührte meine Hand daran, um ihn dem Mädchen verstoßen zu übergeben. Aber! Ach! Wenn ich glaubte, ihr Blick werde mich treffen, so flog er flüchtig wie ein heller Fächer an mir vorüber — zu dir. Wie sagtest du doch am vorigen Abend: Möchte unser Schicksal wieder eins werden wie es früher war. Wieder eins! Dann müßtest du, um mir gleich zu werden — dein Herz an Gretchen hängen und eh du Liebe gefunden hättest, sie wieder verlieren! Gerade um diese Qual bin ich reicher als du! Willst du sie auch durchkosten? Doch was sprich ich?

Mein Traum sei nichts. Wie? Was bleibt denn noch, wenn Gretchen von mir sich wegwendet — zu dir? Wo nähme ich das Recht, Liebe zu fordern? Liebe ist ein Opfer, das wir nicht verlangen dürfen, obwohl es unserm Leben allein die Weihe gibt. O, hätt' ich Leichtsinns! Oft war's mein großes Glück, daß ich das Unabwendbare so bald erkannte und mich fügen konnte! Doch diesmal

wird es mir schwer, zu begreifen, und todesbitter, mich zu fügen!

In der dunklen Ofenede saß ich gestern Abend, hinein-geschmiegt, wie ein frierendes Vögelein in den Mooswinkel seines Lannastes. Du, Gottlieb, Elise und Gretchen am hellen Tisch, und der Lampenschirm lag über euch wie ein strahlendes Glück. Du sprachest so ruhig und bescheiden! Die einfachen Herzen flogen dir zu, bezwungen von deiner Rede! Und mich in meinem Dunkel vergaßest du, sahst nicht, wie mein Auge blitzte vor Zorn und Weh. Verzeih, daß ich fortließ! Ich konnte den Anblick nicht ertragen.

Sage mir: Narr! Sage: Du täuschest dich! Aber ich bin kein Narr! Ich sehe scharf: Nicht Eifersucht lügt mir Fabeln vor: Mir genügt zur Weisheit, daß Margarete mich keines Blickes würdigt.

Soll ich den Brief ihr dennoch geben? Mich oben-drein zum Spotte bloßstellen? Oder was? O, so weh wie heute war mir nie! Käme doch eine Nacht, die alles, alles verhüllte mit ewigem Schummer. Doch es kommt der graue Alltag, kommt die Pflicht und . . . Wo soll ich bleiben! Ist's also geordnet von der Gottheit, daß ein Freund dem andern das Glück zerstören muß, und der Be-raubte soll dem Räuber noch danken? Oder muß ich mich Tor schelten, weil ich mit einer kleinen Lüge den großen Irrtum aufgebaut? Oder mich beugen vor Göttern, die unscheinbare Schuld maßlos strafen? Ist es nicht besser, leichtsinnig zu sein und Herz und Gefühl zu ersticken? Wenn Herz und Gefühl doch nichts bringen als Qual und Täuschung? Ich weiß ja, daß ich's tragen werde; „aber fraget nur nicht wie!“

Am 7. Juni.

Wär' ich fromm, so glaubte ich an eine schwere Prüfung Gottes. Und vielleicht ist es eine. Mein liebster Freund zerstört mein schönstes Glück. Ich möchte ihm fluchen! Doch Gott will, daß ich ihn dennoch liebe. Schwer ist es, zu tun, was die göttliche Stimme gebietet, wenn das Herz sich selbst verleugnen soll. Schwer opfern wir; doch von Opfern lebt die Welt; und ehe wir lernten, uns hinzugeben, mangelt uns des Lebens Weihe.

Ach, der Trost ist so gering; der Schmerz ist so mächtig! Wo mag der Wille kommen, zu tragen, was unabwendbar ist?

Das habe ich heut geschworen im Innersten: Nie sollst du, mein Freund, erfahren, was du mir getan; und die Blätter, für dich geschrieben, seien verborgen vor dir in deinem Leben! Und nie sollst du klagen, daß ich dein Glück anders als mit frohen Augen betrachte. In diesem Stolz will ich stark sein.

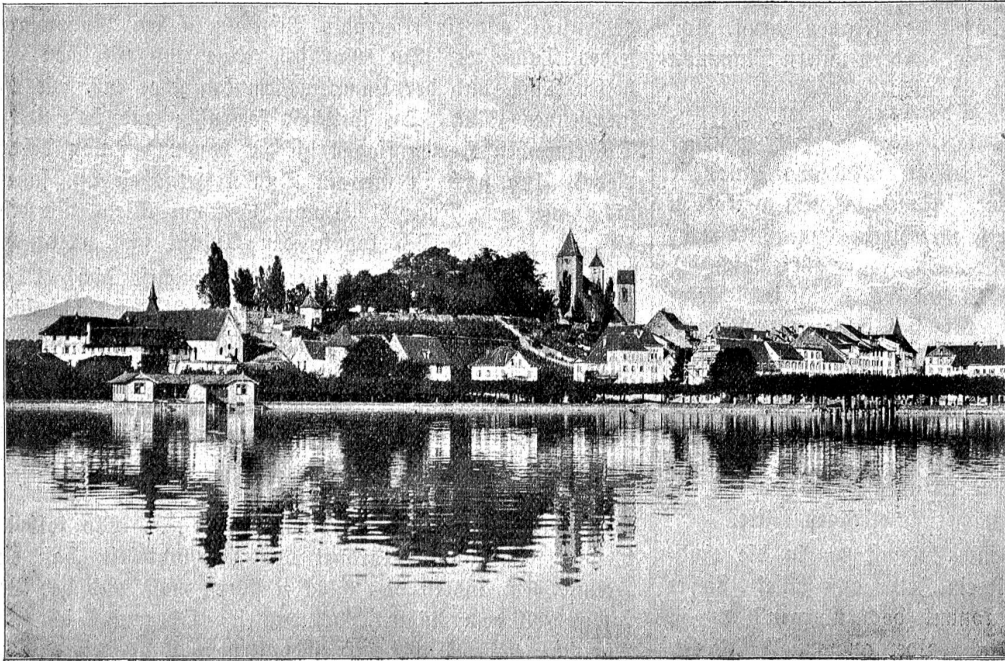
(Fortsetzung folgt.)

Das Polenmuseum in Rapperswil am Zürichsee.

Mein Reiseplan wies nach den grünen Höhen des Appenzellerländchens hin und nach den sonnbeglänzten Gestaden des Bodensees. In der Farbenpracht des Herbstes gedachte ich zu lustwandeln, mit den Augen die Seele vollzusaugen vom „goldenen Ueberfluß der Welt“, den Körper auszulüften und mit Sonnenschein zu imprägnieren gegen die Stubenluft

kommender Wintertage. Jene herbstlichen Ferienwochen haben mir viele liebliche Erinnerungen hinterlassen. Einige Eindrücke sind für mich Erlebnisse geworden, vor allem jene Stunden, die mich auf der Hinreise ins polnische Nationalmuseum zu Rapperswil am Zürichsee geführt haben, und ob denen ich Fahrplan, Hunger und Durst und die Müdigkeit eines an-

strengenden Reisetages vergaß. — Es war entschieden ein Glückstag für mich, einer wie es wenige gibt im Leben: man



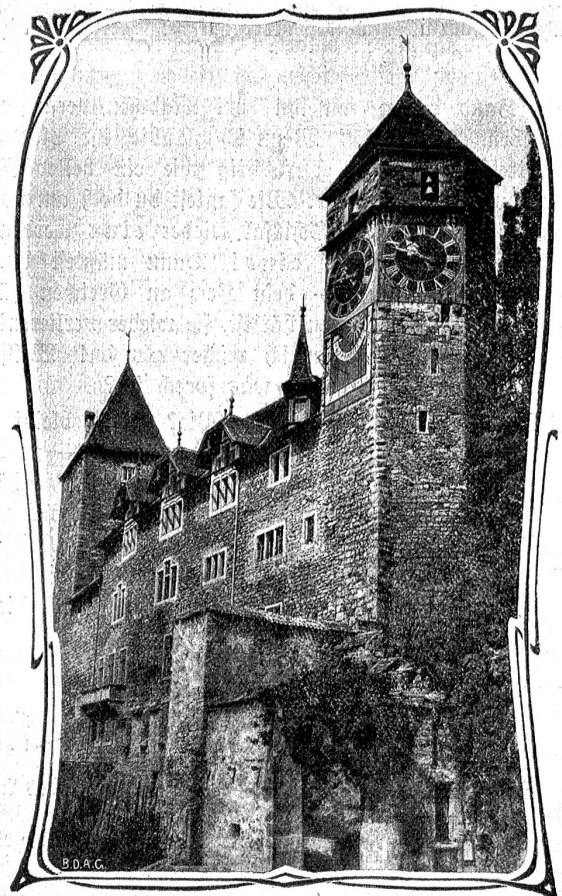
Rapperswil am Zürichsee.

sucht nichts und findet viel, findet eine Erkenntnis, die einem geistig einen starken Ruck vorwärts bringt, oder hat, wie es mir geschah, ein starkes poetisches Erlebnis, das man zeitlebens nicht mehr vergißt.

Ich stand vor dem altersgrauen, ephenumspinnenen, sagenumwobenen Grafenschloß. Schon der Gang hier hinauf durch das vergangenheitschwere Städtchen, an dem fresken-ge schmückten alten Rathaus vorbei, den steilen, mauerbegrenzten Schloßweg hinan, auf die lindengewachsene Schloßterrasse stimmte mich aufnahmebereit für romantische Eindrücke. Droben auf der Schloßterrasse empfing mich, im heiteren Kontrast zu dem grauen Gemäuer, ein überraschend schöner Ausblick: das Auge schweift da über den sonnbeschienenen Spiegel des Zürichsees, lachende Ufer mit leuchtenden Dörfern grüßen herüber; wie träumende Idyllen liegen die Ufenau und das Kapellchen von Hurden dem Betrachter zu Füßen. Welch ein Gegensatz dazu das dreitürmige hohe, graue Schloß! Hier also haben die Reste des untergegangenen Polentums ein Asyl gefunden. Mit dem Ehrfurchtsgefühl, das das Unglück von uns fordert, trat ich in den Hof des Schlosses. Mit Ephen und wilden Reben umspinnene Mauern umschließen ihn. In der Mitte steht das sogenannte Polen- denkmäl: eine hohe Säule, überragt vom Adler, der seine Schwingen zum Himmel reckt, das Sinnbild der polnischen Nation. — Wird der Adler wohl einmal aufsteigen? — Die Marmortafeln des Piedestals tragen die wichtigsten Daten der polnischen Geschichte. — Man sollte sie nicht kennen, diese polnische Geschichte; es ist die Geschichte eines armen, im lethargischen Schlafe der Leibeigenschaft schlummernden Bauernvolkes und die eines in Jahrhunderte altem Eigennutz verknöcherten konservativen Adels; es ist eine Kette von dynastischen Kämpfen und Interessenstreitigkeiten, die nur die oberen Zehntausend, nicht aber das Volk berührten. Sympathisch wird uns diese Geschichte erst von dem Momente an, da unser demokratisches Gefühl mitspricht, da gewalttätige Nachbarn Herrscherrechte geltend machten, wo sie kein Recht hatten dazu. Das zerteilte und zerstückelte Polen, und das verzweifelte und aus tausend Wunden blutende Polen, das zwei-, dreimal umsonst sich gegen seine Unterdrücker erhebt,

das findet unsere Teilnahme. So sagen uns die Daten 1772 (erste Teilung Polens durch Rußland, Preußen und Oesterreich), 1793 (zweite Teilung) und 1795 (dritte Teilung), 1830/31 und 1863/64 (die Erhebungsversuche gegen Rußland) mehr als jene, die an Polens Größe und Macht erinnern. Wie sehr das Schicksal Polens uns Schweizern naheging, davon zeugt die Freundschaft und Achtung, die Polens Nationalheld Thadäus Kosciuszko, der Führer in den unglücklichen Kämpfen von 1794, und amerikanischer Freiheitskämpfer, bei uns genoß. Das Herz des Tapferen ruht in einem Mausoleum in einer Mauerecke des Hofes, wo der Ephen besonders üppig wuchert.

Mit mir stand unter der gotischen Türe der runden, gewölbten Kapelle ein polnischer Jüngling, ein Flüchtling des russischen Revolutionsjahres 1905. Er wurde mir ein willkommener Führer durch die Räume des Museums, das wir gleichzeitig betraten. Der ehemalige Warschauer Gymnasiast und nunmehriger Malergefelle hatte, wie mir schien, nicht bloß



Schloß Rapperswil mit dem polnischen Nationalmuseum.

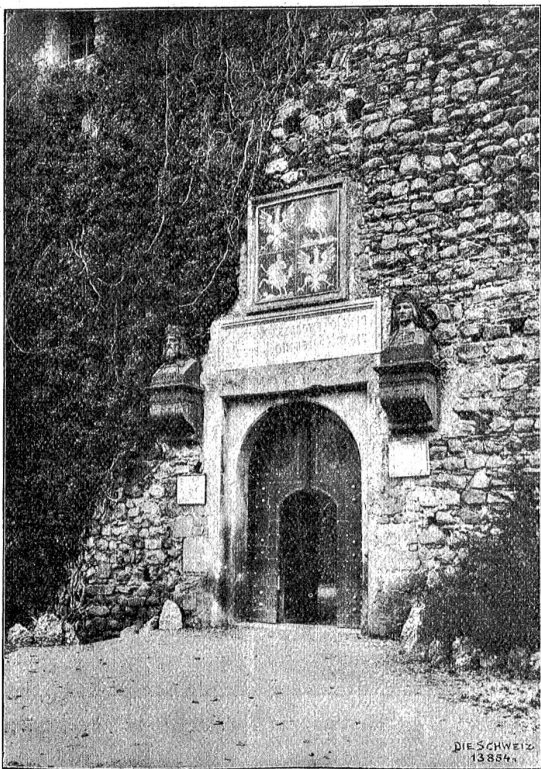
die Daten und Namen seiner Volksgeschichte gut behalten — ich bekam völligen Respekt vor dem Warschauer Gymnasium — sondern hatte dazu sich ein selbständiges Urteil über die politischen Dinge der Gegenwart erworben. Das alte politische Polentum — so erklärte er mir — wird in Rußland nicht mehr gefördert; es hat sich mit den gegenwärtigen Zuständen abgefunden. Die jungen Polen, die das nationale Panier hochhalten, sind zum meist Sozialisten; ihnen galt die Verfolgung im Jahre 1905; Tausende wurden von der russischen Polizei aufgegriffen und hinter Kerkermauern und in den sibirischen Einöden unschädlich gemacht. Und es traf vielfach die Blüte der Jugend, Gymnasianer, Studenten, die sich in verbotenen Vereinen organisiert hatten.

Ein eigenartiges Gefühl beschlich mich, als ich zur Seite dieses Jünglings schritt, der zu den Gegenständen der Museumsammlung ein so viel stärkeres persönliches Verhältnis hatte als ich. Ich kam mir fast wie ein Romanheld aus der Romantik Hoffman'schen und Tieck'schen Angedenkens vor. Wanderte ich da durch Säle voll Gemälde und Altertümer mit meinem zufälligen Begleiter, der mir seine Lebensgeschichte erzählte, eine Geschichte in der Geschichte. Ich sollte den Erzähler schildern können, um diesen Eindruck erklären zu können; seine helle, vornehme Stirne, die die gute Herkunft verbürgte, das träumerisch Weiche seiner Augen, die in die Ferne zu blicken schienen und den weltfremden Idealisten verrieten. So mußten die polnischen Flüchtlinge der Dreißiger- und Sechziger Jahre ausgesehen haben, für die sich alle gutherzigen Menschen, vorab die Dichter erwärmt und begeistert hatten. Freilich auch jener Wenzel Strapiusky in Gottfried Keller's köstlicher Satire der

kritiklosen Polenschwärmerei. — Das polnische Wesen wurde mir klar an der Seite dieses Jünglings. Das historische Polentum in den Räumen, die wir durchschritten, gewann



Szene aus dem polnischen Aufstande von 1863.



Eingang zum Schlosshof mit den Wappen von Polen und Litauen und den Büsten von Casimir dem Grossen und Königin Hedwig.

Helligkeit durch diese Erkenntnis. — Drei geräumige Stockwerke füllen die Sammlungen polnischer Andenken: Die Gemälde und Zeichnungen, die Bücher und Manuskripte, die Waffen- und Kunstkollektionen, die Andenken an große polnische Männer wie Kopernikus, den berühmten Astronomen und Mathematiker, Kosciuszko, den Volkshelden, und Mickiewicz, den größten polnischen Denker und Dichter. Es ist nicht uninteressant zu vernehmen, wie diese Sammlung zustande kam. Graf Ladislaus Platen, ein polnischer Flüchtling, ist der Gründer des Polenmuseums. Er und seine Freunde errichteten 1868 die Säule zum hundertjährigen Gedenken der Konföderation von Bar, jenes ersten Zusammenschlusses der polnischen Freiheitskämpfer. Ein Jahr darauf schloß er mit der Stadt Rapperswil den Pachtvertrag von 99 Jahren Dauer ab, der ihm das alte, im Innern halb verfallene Schloß gegen die Verpflichtung des Ausbaues auf eigene Kosten und um ein minimales Pachtgeld überließ. Die Eröffnung des Museums, das zuerst bloß einen Saal des ersten Stockwerkes umfaßte, fand 1870 statt. Anfangs hatte der Graf mit der Interesselosigkeit seiner Landsleute zu kämpfen. Diese verschand, je mehr bei den Emigranten die Hoffnung auf Rückkehr ins Vaterland wuchs, und je deutlicher Graf Platen seine Absicht durch die Ausgestaltung der Sammlung zeigen konnte. 1881 übergab er das Museum der polnischen Nation. Bei seinem Tode steckte das Institut noch in finanziellen Schwierigkeiten, die sich aber mit der wachsenden Zahl der Donatoren und Besucher immer mehr hoben. Rasch wurden die übrigen Stockwerke ausgebaut, und heute sind sie mit Werten gefüllt, die so leicht nicht abgeschätzt werden können.

Ich kann mich hier nicht anheischig machen, die ganze Sammlung zu beschreiben. Wer Einzelheiten wissen will, möge sich vom Sammlungskatalog, den das Museum herausgegeben hat, beraten lassen. Was ich hier wiedergeben möchte, ist eine Zusammenfassung meines persönlichen Eindruckes, den mir die Stunden im Rapperswiler Schlosse hinterlassen haben.

Die Polen sind Gefühlsmenschen. Sie haben es mit großer Kunst verstanden, ihre nationale Sammlung auf einen Gefühlston, den des Leides und der Trauer abzustimmen. Jeder Saal der drei geräumigen Stockwerke des Schlosses

spricht das große Leid aus, die Klage über das Unrecht, das Polen von seinen Unterdrückern erlitten hat. Die polnischen Künstler haben das Thema hundert- und tausendfältig vari-

Die ganze große Gemäldesammlung ist in diese elegische Stimmung getaucht. Kostbare Stücke alter Meister hängen hier: von Ribera, Murillo, Poussin, Mignard, Boucher,

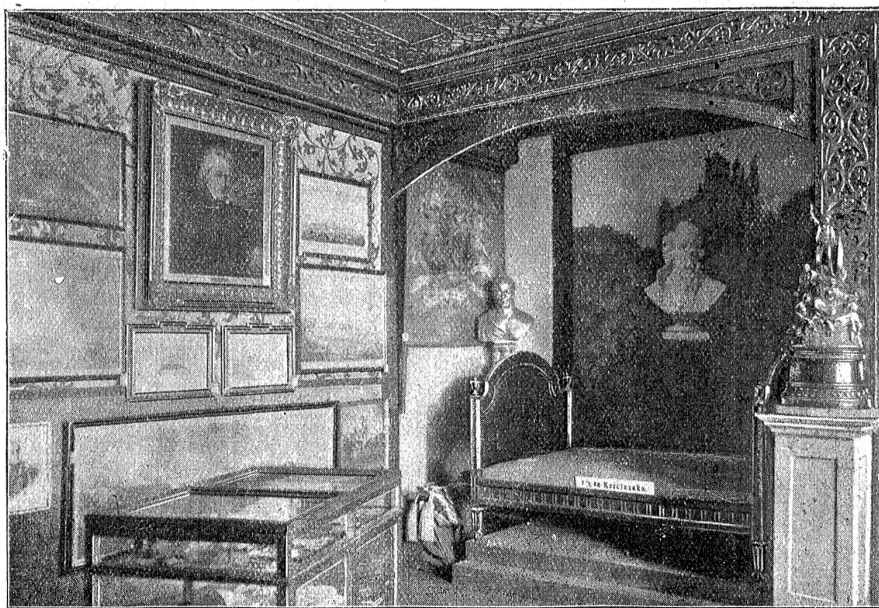
Grenze, Ruisterberg, Breuhgel, van Dyk und Rubens; sie sind Zeugen polnischen Reichtums. Interessanter, weil instruktiver sind die Nameen (geschnittene Steine) des italienischen Meisters Bianchini, die hier in Vitrinen ruhen. Dieser Künstler hat aus Auftrag einer polnischen Gräfin 273 Steinreliefs in Medaillongröße geschnitten, die mit wunderbarer Schärfe polnische Könige und Königinnen, Generale und andere führende Revolutionsmänner, sowie Szenen der polnischen Geschichte nach Gemälden polnischer Maler darstellen. Für einen Teil dieser Sammlung soll das Britische Museum schon 300,000 Fr. geboten haben. Andere kostbare Kollektionen des Museums, die Sammlung der 20,000 Gravüren, 22,000 Originalzeichnungen und Aquarelle, der 16,000 Manuskripte, der 70,000 Bände und Broschüren, die alles Wissenwerte zum Studium osteuropäischer Kultur enthalten, habe ich mir geschenkt, gibt es doch sonst noch des Interessanten genug zu sehen. So den Saal der Uniformen und Waffen, die einst von berühmten Persönlichkeiten getragen wurden. Ich erinnere mich des wunderbaren Mamelukenfäbels, den Napoleon seinem treuen Vasallen Joseph Poniatowski geschenkt hatte, und einiger prachtvoller Karabelen (Säbel mit eingelegten Edelsteinen), die großartige Kunstwerte repräsentieren. In einem anderen Saal hängen interessante Familienstücke eines Revolutionärs, u. a. der Kittel eines sibirischen Sträflings, eine Ragajka (Kosakenpeitsche) u. s. w., Erinnerungen an polnische Schmach.

Von intimster Wirkung sind die Räume, die einzelnen großen Toten gewidmet sind. Besonders bewegt stand ich vor den Erinnerungsstücken des Kosciuszkozimmers: das Sterbebett des Helden steht hier, darüber seine Büste, ein



Gemälde, einen sterbenden Polen darstellend, der mit seinem Blut die polnische Losung anschreibt: Noch ist Polen nicht verloren.

iert in rhetorischen Schlachtenbildern und realistischen Kriegs- und Greuelepisoden aus den Freiheitskämpfen, in allegorischen Darstellungen, die mit pathetischer Geste auf das arme mißhandelte Polen hinweisen. Einige dieser Gemälde sind mir in deutlicher Erinnerung geblieben, so das von den Sensenmännern, die sich vor dem Kampfe vom Bischof einsegnen lassen; so die beiden großen Allegorien auf das zerschmetterte und gemarterte Polen: das eine Bild stellt das Königreich dar als eine nackte ausgeplünderte Frauenleiche auf dem Schlachtfelde liegend. Masvögel umflattern sie und zerhacken ihren schönen Leib, während ein Fürst und ein Bischof, Adel und Kurie, gegen Himmel schweben, mit klagennder Gebärde, vor die Mutter Gottes und den Heiland, die hoch in den Wolken thronen. Dieses Bild ist in Stoff und Stil charakteristisch für das alte aristokratisch-hierarchisch geführte Polentum; auf mich wirkte sein süßlich katholischer Geist abstoßend. Auch das andere große Tableau, das den gleichen Stoff darstellt, machte mit seiner weichen Sinnlichkeit einen unangenehmen Eindruck auf mich. Polen hängt als schöne Frau am Kreuze, das edle Haupt im Tode geneigt; der nackte Leib, der von einem schmeichlerisch sinnlichen Lichte umflossen ist, während das Land rings in düsterem Dämmer Schatten liegt, wird von drei mächtigen Adlern zerfleischt. Unten knien die Kinder Polens, händeringend in stummem Entsetzen. Eine starke Stimmungswirkung strömt von diesem Kolossalgemälde aus, ähnlich wie von gewissen Heiligen- und Märtyrerbildern in katholischen Kirchen.



Zimmer des Kosciuszko: Ueber dem Sterbebett die Büste und ein Gemälde der Schlacht von Racławice.

Gemälde von Casanova, den Sieg bei Racławice darstellend, und eine Blumenstickerei mit Widmung von Solothurner Damen gestiftet. Die meisten der zahlreichen Andenken, die

sonst noch das Zimmer füllen, stammen von der Soloturner Familie Zeltner, insbesondere von der Emilie Zeltner, dem Patentkinde von Koskuszko, der spätern Gräfin Morosini. Mein polnischer Begleiter wußte mir aus Koskuszkos Leben viele Einzelheiten zu erzählen. Ich muß sie raumes halber verschweigen; muß raumes halber überhaupt meinen Rundgang

durch das Polenmuseum beschließen, doch möchte ich zuvor meinen Lesern, die es noch nicht getan, dringend anraten, das Polenmuseum zu besuchen, wenn sich ihnen auf einer Ostschweizreise, wie sie mir gegönnt war, oder sonstwie Gelegenheit dazu bietet; ein interessantes nachhaltiges Erlebnis kann ich ihnen versprechen. H. B.

Sie muß sterben.

Dorf-Skizze von Isabella Kaiser.

Sie hieß eigentlich Moissia Amstad, aber man kannte sie hierzulande nur unter dem Namen der „Hundlimatter-Wisi“.

„Sie muß sterben!“ sagten die Leute wehleidig, wie ich vor ihr Häuschen trat. Herbeigeeiltes Volk stand schwappend davor; der nahende Tod zieht viel lebendige Neugier an.

„Jerelis! jerelis!“ jammerten die Weiber, „es ist Machei am letzten mit ihr. Der Doktor sagt, es gäbe noch ein paar Krämpfe, und dann ist's aus. Sie hat's auf der Lunge... Zuerst hat sie lange Differenze gehabt. Der Pfarrhelfer hat sie soeben verwahrt... In Gott's Namen! wir müssen alle dran glauben... Im Himmel wird's besser sein; da wird man seine Ruhe haben...“

Ich stand verschüchtert abseits mit meiner Gabe. Ich kam ja zu spät an und schämte mich; was sollte eine irdische Aufmerksamkeit gegenüber des Todes letzter Ehrung? Ich wollte mich still wegschleichen, da war ja alle Hilfe vergeblich. Ich kannte die Sterbende nicht, aber man hatte mir gesagt, sie leide Not. Nun sollten alle ihre Wünsche auf die gründlichste Weise gestillt werden, und es widerstrebte mir, mich an ein fremdes Totenbett zu drängen.

Aber die Nachbarinnen bestanden darauf: ich solle doch hinaufgehen, es würde das Wisi freuen... Da folgte ich.

Im Hausflur ertönte das Schluchzen der erwachsenen Töchter, die mit vorgehaltener Schürze, mit stummer Gebärde nach der Türe der Sterbenden wiesen. Ich trat allein in eine ärmliche Kammer, worin ein etwa sechzig-jähriges Weib mit ihrem vom Rosenkranz umschlungenen Händen auf einem rot und weiß gewürfelten Kissen lag und den letzten Gast wie einen unwillkommenen Besuch aus der Großstadt pflichtschuldigst erwartete.

Sie schien über sein nahes Kommen eine große Trauer zu empfinden, denn ihre Züge hatten den Ausdruck einer hilflosen Verzagttheit. Man sah deutlich, daß sie sich dem Tode ausgeliefert wähnte. Sie dachte nur noch an Sterben und Vergehen; und dieser Glaube hatte gleichsam die Zeichen des Todes und des Verfalls in ihrem Blute erzeugt; sie trug sie sichtbarlich auf ihren Zügen, weil der Gedanke daran seit Tagen ihre Seele beherrschte. Dieser Schein täuschte die Menschen, konnte sogar schließlich einen Arzt irreführen. Sie verzehrte sich langsam an der Gewißheit, „sterben zu müssen“. Seitdem Gott im letzten Sakrament über ihre Schwelle geschritten war, glaubte sie in ihrer Einfalt, daß die Ewigkeit allein würdig war, ihm auf dem Fuße zu folgen. Nachdem das Del der letzten Wegzehrung ihre Lippen beneht hatte, durfte kein irdisches Brot mehr ihren Mund entweichen. Und sie betete mit hungerndem Magen und wartete, daß der Tod sie sättige.

Vorerst erkannte ich nicht diesen Zustand, der ihre Krankheit so sehr verschlimmerte, daß die Auflösung der körperlichen Kräfte nahe schien, weil der seelische Mut schon längst versagt hatte. Ich empfand nur eine große Scheu; alles, was ich tun konnte, schien mir so erbärmlich klein angesichts der Majestät des Todes. Ich stammelte die üblichen Trostesworte, erkannte aber bald, daß hier andere Saiten angeschlagen werden mußten, wenn aus diesem todgeweihten Menschen noch etwas lebendig erklingen sollte. Sie hörte kaum zu, obgleich mein unerwarteter Besuch sie sichtlich aus dem tiefen Moor der Verzagttheit, in dem sie willenlos versank, leise heraus hob. Ich änderte daher den Ton und sprach zu ihr, wie man gesunde, frohe Menschen unterhält, die sich des morgenden Tages erfreuen und noch lachen können.

Ich sprach von der Sonne, die draußen ihren goldenen Schleier über Tal und Berg verschwenderisch ausbreitete; über den „Lanzig“, der die Bäume ihrer kleinen Wiese bräutlich schmückte, und die dem Segen des Herbstes entgegenblühte; von den Herden des Herchemigi, die heute mit klingelnden Schellen nach Tristeln auf die Weide gezogen waren, vom „Solihoh! diahu!“ der Buben jauchzend begrüßt. Ich erzählte von der schäumenden „Suifi“, die nun in allen Sennhütten im Kessel brodelte und so herrlich schmeckte, wie ein tauschwerer Strauß von Berenze, Majoran und Fenchel; von der neuen Kirchenorgel, die das Gloria Dei so wunderschön hinausjubilte, daß die Gebete darob Flügel bekamen und mit den Tönen aufwärts strebten...

Während ich lachend sprach, rührte sich das Wisi langsam und unwillkürlich auf ihrem Lager und saß bald aufrecht — der Blick ihrer Augen flog frei zu mir auf, und ein blasser Widerschein der Sonne, die sie nicht mehr zu sehen hoffte, huschte darin, und die Erinnerung an den roten Glanz der Alexanderäpfel ihres Gartens zauberte einen rosigen Schein auf ihre welken Wangen. Die Sehnsucht nach den Bergen glomm empor, wie ein verspätetes Hirtenfeuer auf verlassenem Alm, und die Ekstase nach dem weißschäumenden Nidwaldner Gericht der Aelpler öffnete ihre Lippen nach Kinderart... Wie ich von der Kirche sprach, da faltete sie die Hände, und ein vertrauensvoller Blick flog zum Gekreuzigten, der seine Arme hilfreich über das Bett der Kranken ausbreitete. Der Herr über Leben und Tod würde ihr doch vielleicht noch eine Gnadenfrist gewähren!

Da ich sie weich gestimmt für die Hoffnung sah, fing ich von ihren Kindern zu sprechen an, sind es doch diese Bande, die ein Mutterherz am festesten ans Dasein knüpfen.

„Sie haben einen Sohn?“

Ihr Auge strahlte, als sie an seine gesunde Jugendkraft dachte: „Ja, der Valentin!... Er ist nach Merika in Sanct Louis; aber ich sehe ihn wohl nicht mehr, es ist zu weit.“

„In Sanct Louis?“ rief ich jubelnd. „Da ist jetzt große Weltausstellung, und ein guter Arbeiter kann sich leicht ein schönes Stück Geld verdienen. Der Valentin kommt vielleicht reich heim — er wäre der erste nicht — und da baut er ein hübsches Heimel für sein Mutterli. Alle Nidwaldner kehren von Amerika wieder heim.“

Sie lächelte über die Möglichkeit einer vergoldeten Rückkehr ihres Sohnes.

„Meinen Sie?“ sagte sie strahlend, und sie spann einen heimlichen Traum weiter.

„Und ihre Töchter sind nicht alle verheiratet?“

„Doch, doch, bis an's Mareli, das bei mir ist. D'Agnes hat ein Bub des Büttelers vom Einigholz geheiratet; sie hat's gut. Und d'Creszenz hat den Vielibachsepp zum Mann, ein rechter Burisch, und sie haben schon zwei „Gosen“, herzige Mugerli, aber wahre Muttertitti.“

Da fragte ich nach ihren Wünschen, denn gänzlich wunschlos sind nur die Glücklichsten und die Abgeschiedenen, und diese Frau flehte noch an der Erdscholle mit vielen Jägern.

„Hätten Sie Lust nach Fleisch?“ Hierzulande bedeutet Fleisch eine Feiertagspeise für arme Leute, etwas wie Ostereier für Kinder. Der warme freie Aufflug des Blickes sagte mir mehr als Worte, daß meine Frage einen wunden Punkt getroffen hatte.